

pflichtet betrachten“. — Odysseus' Rede B 284 ff. wird treffend als ein Meisterstück schlauer Volksberedsamkeit charakterisiert (S. 62): „Diese Art, scheinbar alles zuzugeben, um die Gemüter in die Hand zu bekommen, ist nur Sache großer Redner. Der eingeworfene Zwischensatz, der in versteckter Wendung das entkräftet, was der Hauptsatz enthält, ist Shakespeare mit Homer gemeinsam“. Mit feinem Verständnis ist (S. 83. 90ff.) Helena gezeichnet, ihr Seelenzustand geschildert, das Schwanken zwischen Verachtung des elenden Verführers und dämonischer Leidenschaft, die sie doch immer wieder zu ihm reißt. Nur hätten da, wo Helena von neuem durch Aphrodite behört wird, nicht beide als ein Paar von Schwestern dargestellt werden dürfen, die „wie Kriemhild und Brunhilde, wie Elisabeth und Maria einander zu überbieten suchen“ (S. 95). Daß Helena „Tochter des Zeus“ genannt wird, ist bei Homer ein konventioneller Zug der Sage, kein lebendiges Stück der vom Dichter erzählten Handlung.

Am meisten Widerspruch dürfte der Verf. da erfahren, wo er, seinem ausgesprochenen Plane entgegen, doch in die philologische Behandlung der homerischen Frage eintritt und diejenigen Stellen bezeichnet, die er für unecht hält, oder an denen er glaubt, daß ursprünglich vorhandene Partien ausgefallen seien. Weil Odysseus (B 169 ff.) nach dem ungünstigen Verlauf der Volksversammlung verzweifelt dasteht, so meint Grimm (S. 45), daß er es gewesen sein müsse, „auf dessen Autorität hin Agamemnon dem Volke den Traum anders erzählte, als er ihn empfangen hatte, sodaß der große Fehlschlag Odysseus zur Last fiel“, und daß Verse verloren seien, in denen dies erzählt war. Den siebenten Gesang (durch den allerdings der von Grimm vorausgesetzte Plan der Handlung nicht gefördert wird) hält er (S. 205) für „das Werk eines rhetorisch begabten Homerkundigen, der vorhandene Fragmente vielleicht zusammenzufügen hatte“. Dafür seien gerade hier wertvolle echte Stücke verloren gegangen, deren Inhalt mit ziemlicher Bestimmtheit angegeben wird. Erst zu Ende des Gesanges, etwa von 345 an, „scheinen die Teile der echten Dichtung reicher zusammenzustehen. Das Begraben der Toten klingt schon homerischer, der Bau der Mauer dagegen enthält vielleicht schon kein fremdes Wort mehr“ (S. 207). Es wäre leicht, über diese und ähnliche Urteile, deren Verkehrtheit keines Nachweises bedarf, zu spotten oder dem Verf. ein entrüstetes 'Ne sutor supra crepidam' zuzurufen, von dem Ästhetiker zu verlangen, daß er die kritische Aufgabe uns Philo-

logen überlasse. Aber das wäre ungerecht und thöricht. Denn gerade dadurch, daß Grimm wider seinen Wunsch und sein Versprechen, rein durch die Macht des Stoffes dazu geführt wird, über die Entstehungsweise der Ilias, über das relative Alter ihrer Gesänge Vermutungen aufzustellen, beweist er unwiderleglich, daß liebevolle Würdigung der poetischen Schönheit und wissenschaftliche Analyse der überlieferten Gestalt des Epos nicht zwei getrennte, noch trennbare Thätigkeiten sind, daß auch die erste nicht ernsthaft geübt werden kann, ohne von selbst in die zweite überzugreifen. Wir wünschen jedem Philologen, der Homer zu behandeln hat, etwas von der Phantasie und der Kraft des dichterischen Nachempfindens, die Hermann Grimm auszeichnen; aber wir wünschen auch jedem Schriftsteller, der für einen weiteren Kreis gebildeter Leser Homer unbefangen auszulegen unternimmt, etwas mehr wohlwollende Achtung für die Aufgaben des philologischen Verständnisses, als in dem hier besprochenen Buche uns entgegengetreten ist.

Kiel.

Paul Cauer.